

OTTESSA MOSHFEGH

EILEEN

ROMAN

Aus dem Englischen
von Anke Caroline Burger

liebeskind

ICH SAH WIE EIN MÄDCHEN AUS, das man sich im Bus vorstellen könnte, vielleicht mit einem Netz über den mausbraunen Haaren, in einem leinengebundenen, aus der Bücherei stammenden Band über Pflanzen oder Geografie lesend. Man könnte mich für eine Schwesternschülerin oder Stenotypistin halten, würde vielleicht die fahrigen Hände, den zuckenden Fuß, die zerkaute Lippe bemerken. Unscheinbar sah ich aus. Ich kann mir diese junge Frau leicht vorstellen, ein seltsam graues, jüngerer Ich, das eine unauffällige Lederhandtasche oder ein Tütchen Erdnüsse in der Hand hält. Jede Erdnuss wird einzeln zwischen den Handschuhfingern gerollt, die Wangen wölben sich nach innen, wenn sie in den Mund gesteckt wird. Dabei starrt die junge Frau sorgenvoll aus dem Fenster. Im Morgenlicht war der dünne Flaum auf meinem Gesicht zu sehen, den ich mit Kompakt puder – einem Ton zu rosa für meinen bleichen Teint – abzudecken versuchte. Ich war dünn, meine Haltung steif, ich hatte eine kantige Figur, und meine Bewegungen waren zögerlich, eckig. Mein Gesicht war mit Aknenarben bedeckt, und ob sich Freude oder Wahnsinn unter meiner tödlich kalten neuenglischen Fassade verbargen, blieb unklar. Hätte ich eine Brille getragen, wäre ich vielleicht als Intellektuelle durchgegangen, aber

ich war zu ungeduldig, um wirklich schlau zu sein. Man hätte sich vorstellen können, dass ich mich in der Stille abgeschlossener Räume wohlfühlte, stumpfsinniges Schweigen genoss, während ich den Blick langsam über das Papier, die Wände, die schweren Vorhänge wandern ließ und nie weiter dachte als bis zu dem, was ich vor Augen hatte – Buch, Tisch, Baum, Mensch. Aber ich hasste Stille. Ich hasste Bewegungslosigkeit. Ich war im Grunde gegen alles und permanent unglücklich oder aufgebracht. Ich versuchte, meinen Zorn zu kontrollieren, was mich nur noch unbeholfener, unglücklicher und wütender machte. Ich war wie Jeanne d’Arc oder Hamlet, nur ins falsche Leben geboren – das Leben eines Niemands, einer Heimatlosen, unsichtbar. Besser kann man es nicht ausdrücken: Ich war damals nicht ich selbst. Ich war jemand anders. Ich war Eileen.

Außerdem war ich damals – das war vor fünfzig Jahren – schrecklich prüde. Man brauchte mich nur anzusehen. Ich trug schwere Wollröcke, die bis übers Knie gingen, dazu dicke Strumpfhosen. Jacken und Blusen knöpfte ich bis oben hin zu. Nach mir drehte niemand den Kopf um. Dabei war nichts wirklich Schlimmes oder Abstoßendes an meinem Aussehen. Im Grunde genommen war ich jung und nicht unbedingt hässlich, eher normal, durchschnittlich, könnte man sagen. Aber damals fand ich mich das Allerletzte – widerlich, abstoßend, untauglich für die Welt. Da kam es mir idiotisch vor, irgendwie Aufmerksamkeit auf mich ziehen zu wollen. Ich trug nur selten Schmuck und nie Parfüm oder Nagellack. Eine Weile hat-

te ich einen Ring mit einem kleinen Rubin am Finger. Der hatte meiner Mutter gehört.

Meine letzten Tage als die kleine, zornige Eileen spielten sich Ende Dezember in der grimmigen Kälte jener Kleinstadt ab, in der ich geboren und aufgewachsen war. Mehr als ein Meter Schnee war bereits gefallen und schmolz auch nicht mehr weg. Unerschütterlich lag er in allen Vorgärten und drängte wie eine Flutwelle an die Brüstung jedes Erdgeschossfensters. Tagsüber taute die oberste Schneeschicht ein wenig an, etwas Matsch floss in die Gullys und man erinnerte sich, dass es Freude und Sonnenschein im Leben geben konnte. Aber im Laufe des Nachmittags verschwand die Sonne, alles froh wieder zu und bildete nachts eine Eisschicht, die so dick war, dass sie das Gewicht eines ausgewachsenen Mannes tragen konnte. Jeden Morgen streute ich Salz aus dem Eimer, der neben der Haustür stand, auf den schmalen Gartenweg von unserer Veranda zur Straße. Vom Dachsparren über der Tür hingen Eiszapfen, und wenn ich darunter stand, stellte ich mir vor, sie würden abbrechen und meine Brüste durchbohren, den dicken Knorpel an meiner Schulter durchtrennen oder sich wie eine Gewehrkuugel in mein Gehirn bohren. Der Schnee auf dem Bürgersteig war von den Nachbarn weggeschippt worden, denen mein Vater zutiefst misstraute, weil sie Protestanten waren und er Katholik. Allerdings misstraute er allen und jedem. Wie die meisten alten Säufers war er voller Wahn- und Angstvorstellungen. Dieselben protestantischen Nachbarn hatten uns als Weihnachtsgeschenk einen weißen Weidenkorb mit gewachsenen, in

Zellophan verpackten Äpfeln, einer Schachtel Pralinen und einer Flasche Sherry vor die Tür gestellt. Auf der beiliegenden Karte stand: »Gott segne Sie beide.«

Wer wusste schon, was in unserem Haus vor sich ging, während ich bei der Arbeit war? Es war ein altes, braunes Holzhaus im Kolonialstil mit roten Fensterrahmen. Ich stelle mir vor, wie mein Vater in Weihnachtsstimmung an der Sherryflasche nuckelt und sich einen alten Zigarrenstummel am Gasherd anzündet. Das ist ein lustiger Gedanke. Normalerweise trank er Gin. Manchmal Bier. Wie ich bereits sagte, war er ein Säufer. In der Hinsicht war er unkompliziert. Wenn etwas nicht stimmte, ließ er sich leicht ablenken und beruhigen: Ich drückte ihm einfach eine Flasche in die Hand und ging aus dem Zimmer. Natürlich war seine Trinkerei für mich als junge Frau belastend. Es machte mich unruhig und gereizt. Das ist normal, wenn man mit einem Alkoholiker zusammenlebt. In diesem Punkt ist meine Geschichte nichts Besonderes. Ich habe im Laufe der Jahre mit vielen Alkoholikern zusammengelebt, und bei jedem habe ich immer wieder von Neuem gelernt, wie sinnlos es ist, sich Sorgen um ihn zu machen, wie müßig, nach dem Warum zu fragen, dass es reiner Selbstmord ist zu versuchen, ihm zu helfen. Trinker sind Trinker und bleiben Trinker. Jetzt lebe ich allein. Glücklich. Und sehr zufrieden. Ich bin zu alt, um mir den Kopf über die Probleme anderer Leute zu zerbrechen. Ich vergeude keine Zeit mehr damit, an die Zukunft zu denken oder über ungelegte Eier nachzugrübeln. Aber als ich jung war, beschäftigte ich mich ständig mit der Zukunft,

was meistens mit meinem Vater zu tun hatte – wie lang er noch leben würde, was er heute wieder anstellen würde, welches Chaos ich vorfinden würde, wenn ich abends von der Arbeit nach Hause kam.

Wir hatten kein schönes Zuhause. Nach dem Tod meiner Mutter gingen wir ihre Sachen nicht durch, wir gaben nichts weg und räumten auch nicht um, und da sie nun nicht mehr zum Putzen da war, war das Haus staubig und schmutzig und voll mit nutzlosem Plunder. Überall lag Zeug und noch mehr Zeug herum. Zugleich wirkte es völlig leer. Es kam einem vor wie ein verlassenes Haus, dessen Bewohner mitten in der Nacht fliehen mussten, Juden oder Zigeuner vielleicht. Wohnzimmer, Esszimmer und die Schlafzimmer benutzten wir kaum. Alles stand einfach da und staubte ein; jahrelang lag eine Zeitschrift aufgeklappt auf der Sofalehne, in einer Bonbonschale sammelten sich tote Ameisen. Es erinnerte an Fotos von verlassenen Häusern in der Wüste, nachdem dort Atombomben getestet worden waren, zumindest habe ich es so in Erinnerung. Die Einzelheiten können Sie sich selbst ausmalen.

Ich schlief auf dem Dachboden in einem Feldbett, zehn Jahre zuvor für einen Campingurlaub gekauft, den mein Vater dann nie antrat. Der Dachboden war nicht ausgebaut und sehr kalt und staubig. Hier hatte ich Zuflucht gesucht, als meine Mutter krank wurde. In meinem Kinderzimmer, das direkt neben ihrem Zimmer lag, hatte ich keinen Schlaf finden können. Die ganze Nacht lang weinte sie, klagte und rief nach mir. Auf dem Dachboden war es ruhig. Nur wenige Geräusche drangen aus dem Rest

des Hauses nach oben. Mein Vater hatte einen Lieblingssessel, den er aus dem Wohnzimmer in die Küche geschleppt hatte. Auf dem schlief er. Es war ein Fernsehsessel, den man mit einem Hebel nach hinten klappen konnte, was der letzte Schrei gewesen war, als er ihn damals kaufte. Der Hebel war mittlerweile kaputt und der Sessel in der Liegestellung festgerostet. Alles im Haus war wie der Sessel – verdreckt, kaputt und erstarrt.

Ich weiß noch, dass es mich in jenem Winter freute, dass die Sonne so früh unterging. Im Schutz der Dunkelheit fühlte ich mich wohler. Mein Vater fürchtete sich allerdings im Dunkeln. Das mag sich nach einer liebenswerten kleinen Marotte anhören, war es aber nicht. Nachts zündete er den Gasherd und den Ofen an, schaute unter der schwachen Deckenbeleuchtung den blauen Flämmchen zu und trank. Er behauptete, ständig zu frieren. Allerdings zog er sich auch nie richtig an. An diesem Abend – ich werde meine Geschichte an dieser Stelle beginnen – saß er barfuß auf der Treppe, einen Zigarrenstummel zwischen den Fingern, und trank den Sherry. »Arme Eileen«, sagte er sarkastisch, als ich zur Tür hereintrat. Er behandelte mich meist herablassend, immer hatte er etwas an meinem bedauernswerten Anblick auszusetzen und auch keinerlei Skrupel, mir das mitzuteilen. Hätten sich meine damaligen Träume bewahrheitet, hätte ich ihn eines Tages am Fuß der Treppe vorgefunden, mit gebrochenem Genick, aber noch atmend. »Das wurde auch langsam Zeit«, hätte ich dann so gelangweilt wie möglich vorgebracht und ihn gemustert, während er sterbend am Boden lag. Ja, ich verab-

scheute ihn, aber ich war trotzdem pflichtbewusst. Nur wir zwei wohnten in dem Haus – Dad und ich. Ich habe eine Schwester, die vermutlich noch am Leben ist, aber ich habe seit über fünfzig Jahren kein Wort mehr mit ihr gewechselt.

»Hi, Dad«, sagte ich, als ich auf der Treppe an ihm vorbeiging.

Er war kein besonders großer Mann, aber er hatte breite Schultern, lange Beine und etwas Majestätisches an sich. Die dünnen, grauen Haare standen ihm zu Berge. Sein Gesicht, aus dem er mich mit großen Augen immer skeptisch anblickte, wirkte Jahrzehnte älter, als er tatsächlich war. Im Nachhinein betrachtet hatte er im Grunde eine gewisse Ähnlichkeit mit den Jungs in dem Gefängnis, wo ich arbeitete – empfindsam und wütend. Seine Hände zitterten immer, unabhängig davon, wie viel er trank. Ständig rieb er sich das Kinn, das dadurch rot, gereizt und ganz faltig war. Er fingerte auf eine Art an seinem Kinn herum, mit der man einem kleinen Jungen durch die Haare fährt und ihn einen Bengel nennt. Das Einzige, was Dad wirklich bedauerte, war sein mangelnder Bartwuchs, als hätte er es mit mehr Willenskraft schaffen können, sich einen Vollbart stehen zu lassen. So war er – arrogant, widersprüchlich und voller Selbstmitleid. Ich glaube nicht, dass er seine Kinder je wirklich geliebt hat. Der Ehering, den er auch Jahre nach dem Tod unserer Mutter immer noch trug, schien nahe-zulegen, dass er wenigstens sie auf eine gewisse Art und Weise geliebt hatte. Aber ich vermute, dass er zu echter Liebe nicht fähig war. Er hatte ein grausames Wesen. Ich

kann ihm nur vergeben, wenn ich mir vorstelle, dass seine Eltern ihn als Kind geschlagen haben. Das spendet mir einen gewissen Trost.

Aber diese Geschichte handelt nicht davon, was für ein schrecklicher Mensch mein Vater war. Ich will nicht über seine Grausamkeit klagen. Aber ich weiß noch, wie er an jenem Abend auf der Treppe zu mir hochsah und zusammenzuckte. Als würde ihm bei meinem Anblick schlecht. Ich blickte vom Treppenabsatz auf ihn herunter.

»Du musst noch mal los«, krächzte er, »zu Lardner's.« Lardner's war das Wein- und Spirituosengeschäft am anderen Ende des Orts. Dad ließ die leere Sherryflasche aus den Fingern gleiten und die Treppe hinunterrollen, eine Stufe nach der anderen.

Heutzutage bin ich ein gelassener, im Grunde sogar friedfertiger Mensch, aber damals wurde ich rasch zornig. Mein Vater verlangte ständig, dass ich wie eine Hausangestellte all seine Wünsche erfüllte. Und ich war nicht die Art Mädchen, die Nein zu jemandem sagte.

»Von mir aus«, antwortete ich.

Mein Vater ächzte und paffte an dem Zigarrenstummel.

Wenn ich mich unwohl fühlte, half es mir, mich mit meinem Äußeren zu beschäftigen. Im Grunde war ich sogar ziemlich besessen von meinem Aussehen. Meine Augen sind klein und grün, und viel Liebenswürdigkeit lässt sich nicht darin finden – besonders damals. Ich zähle nicht zu den Frauen, die ständig andere glücklich machen wollen. So schlau bin ich nicht. Hätten Sie mich damals mit meiner Haarspange und meinem grauen Wollmantel ge-

sehen, würden Sie vermuten, dass ich in dieser Geschichte nur eine Nebenrolle spiele – wohlherzogen, ausgeglichen, langweilig, unbedeutend. Von Weitem sah ich aus wie ein schüchternes Mäuschen, und manchmal wünschte ich mir das damals auch. Aber ich fluchte oft, lief rot an und geriet leicht ins Schwitzen. An diesem Tag knallte ich die Badezimmertür zu, indem ich mit der flachen Schuhsohle dagegentrat, sodass ich sie beinahe aus den Angeln hob. Äußerlich sah ich stumpf und unbeteiligt aus, aber in Wirklichkeit kochte ich innerlich, ständig rasten mir Mordgedanken durch den Kopf. Hinter der ausdruckslosen, trübseligen Miene, die ich aufsetzte, konnte ich mich leicht verstecken. Ich war davon überzeugt, dass alle darauf hereinfließen. Und Bücher über Blumen oder Hauswirtschaft mochte ich schon gar nicht. Lieber las ich schaurige Dinge – Mordfälle, Krankheiten, Tod. Ich weiß noch, dass ich mir eine der dicksten Enzyklopädien in der Stadtbücherei auslieh, eine Abhandlung über altägyptische Medizin, weil darin gezeigt wurde, wie Toten das Gehirn durch die Nase herausgezogen wurde, als sei es ein Knäuel Wolle. So stellte ich mir auch mein Gehirn vor: ein völlig verknoteter Wirrwarr in meinem Schädel. Die Vorstellung, dass meine Hirnwindungen entknotet und geradegebogen und so in einen Zustand friedvoller geistiger Gesundheit versetzt werden könnten, empfand ich als tröstlich. Ich hatte oft das Gefühl, dass etwas in meinem Kopf falsch verdrahtet und dadurch unheilbar krank war, nur eine Gehirnopration hätte etwas daran ändern können. Ein neues Gehirn brauchte ich, vielleicht ein ganz neues Leben. Ich war ein

wenig melodramatisch veranlagt. Außer Büchern las ich gern die Zeitschrift *National Geographic*, die mir allmonatlich mit der Post zugestellt wurde. So ein Abonnement war ein echter Luxus und gab mir das Gefühl, etwas Besonderes zu sein. Die Artikel über die primitiven Glaubensvorstellungen von Eingeborenenstämmen fand ich faszinierend. Ihre blutigen Rituale, die Menschenopfer, all das sinnlose Leiden. Ich war melancholisch veranlagt, könnte man sagen. Launisch. Aber ich glaube, durch und durch herzlos war ich nicht. Wäre ich in eine andere Familie hineingeboren worden, wäre ich vielleicht als ganz normaler Mensch aufgewachsen.

Ehrlich gesagt hatte ich eine masochistische Ader. Ich ließ mich ganz gern von meinem Vater herumkommandieren. Ich regte mich über ihn auf und hasste ihn, das ja, aber dieser Zorn verlieh meinem Leben einen Sinn, und mit den Besorgungen für ihn ließ sich die Zeit totschiagen. Das war meine Vorstellung vom Dasein – das langwierige Absitzen der Lebenszeit.

Als ich an jenem Abend aus dem Bad kam, machte ich ein erschöpftes Gesicht. Mein Vater gab ein ungeduldiges Stöhnen von sich. Seufzend nahm ich das Geld entgegen, das er mir hinhielt. Ich knöpfte den Mantel wieder zu. Ich war erleichtert, dass ich etwas zu tun hatte, dass ich den Abend nicht nur damit verbringen musste, auf dem Dachboden auf und ab zu laufen oder meinem Vater beim Trinken zuzusehen. Nichts war mir lieber, als das Haus zu verlassen.

Wenn ich beim Gehen die Haustür kräftig zugeknallt

hätte – die Versuchung war da –, wäre bestimmt einer der Eiszapfen abgebrochen. Ich malte mir aus, wie er sich durch die Mulde über meinem Schlüsselbein direkt in mein Herz bohren würde. Oder wenn ich den Kopf in den Nacken warf, hätte der Eiszapfen meine Kehle herunterrutschen und die leere Höhlung meines Körpers – ich stellte mir solche Dinge gern bildlich vor –, meine Gedärme und schließlich meinen Unterleib wie ein Glasdolch durchbohren können. Das war das Bild, das ich damals von meiner Anatomie hatte: ein Gehirn wie verknottete Wolle, der Rumpf ein hohles Gefäß, als Unterleib ein unbekanntes, fremdes Land. Aber ich zog die Tür natürlich behutsam hinter mir zu. Ich wollte nicht sterben.

Seit mein Vater nicht mehr Auto fahren konnte, benutzte ich seinen alten Dodge. Ich liebte den Wagen. Es war ein mattgrüner, viertüriger Coronet mit etlichen Beulen und Kratzern. Der Wagenboden war von vielen Jahren Eis und Salz durchgerostet. Im Handschuhfach bewahrte ich eine tote Feldmaus auf, die ich erfroren auf unserer Veranda gefunden hatte. Ich hatte sie am Schwanz hochgehoben, einmal durch die Luft gewirbelt und dann ins Handschuhfach zu der kaputten Taschenlampe, einer Straßenkarte von Neuengland und ein paar grün angelaufenen Fünfcentstücken fallen lassen. In jenem Winter schaute ich immer mal wieder bei der Maus herein, wie weit ihre unsichtbare Verwesung trotz Eiseskälte fortgeschritten war. Wahrscheinlich gab sie mir ein gewisses Machtgefühl: Sie war mein kleines Totem. Mein Glücksbringer.

Vor der Tür prüfte ich mit der Zungenspitze die Tem-

peratur. Ich streckte die Zunge hinaus in den eisigen Wind, bis es wehtat. An diesem Abend müssen es minus zwölf oder dreizehn Grad gewesen sein. Selbst das Atmen tat weh. Trotzdem war mir Kälte lieber als Hitze. Im Sommer war ich unruhig und launenhaft. Ich bekam Ausschläge und musste mich in die kalte Badewanne legen. Im Gefängnis saß ich am Schreibtisch und wedelte wie eine Verrückte mit einem Papierfächer vor meinem Gesicht herum. In Gegenwart anderer Menschen zu schwitzen, war mir unangenehm. So viel Körperlichkeit fand ich unanständig, ja widerlich. Logischerweise ging ich auch nicht tanzen und trieb keinen Sport. Ich hörte keine Beatles-Platten und sah mir auch nicht im Fernsehen die Ed-Sullivan-Show an. Damals hatte ich kein Interesse an dem, was die anderen jungen Leuten so machten. Ich las lieber Artikel über antike Kulturen und ferne Länder. Alles, was populär oder in Mode war, verstärkte nur mein Gefühl von Einsamkeit. Ich wollte nichts davon wissen, dann konnte ich wenigstens so tun, als hätte ich mir dieses Leben selbst ausgesucht.

Ein Problem gab es mit dem Dodge. Beim Fahren wurde mir schwindlig. Ich wusste, dass es etwas mit dem Auspuffrohr zu tun hatte, aber damals wusste ich nicht, wie man so ein Problem löst. In gewisser Weise mochte ich es, dass ich trotz Kälte das Fenster herunterkurbeln musste. Ich fand mich tapfer. Im Grunde hatte ich wahrscheinlich nur Angst, das Auto könnte mir weggenommen werden, wenn ich viel Aufhebens darum machte. Der Wagen war der einzige Hoffnungsschimmer in meinem Leben. Er war meine einzige Fluchtmöglichkeit. Vor seiner Pensionierung

war mein Vater an seinen freien Tagen damit gefahren. Er war sehr unvorsichtig mit dem Wagen umgegangen – hatte ihn mitten auf dem Gehsteig abgestellt oder nachts irgendwo stehen lassen, weil ihm das Benzin ausgegangen war, und die Kurven hatte er immer mit quietschenden Reifen genommen. Er war am Milchliefewagen und an der Rückseite des AMP-Gebäudes entlanggeschrammt und so weiter. Alle fuhren damals betrunken, aber trotzdem. Ich war eine gute Autofahrerin. Ich fuhr nie zu schnell oder bei Rot über die Ampel. Im Dunkeln fuhr ich besonders langsam, ließ den Fuß nur ganz leicht auf dem Gaspedal liegen, während unsere Kleinstadt wie in einem Film an mir vorbeizog. Ich malte mir immer aus, dass alle anderen Menschen in viel schöneren Häusern wohnten als ich, voll mit edlen Holzmöbeln und einem offenen Kamin, über dem die Weihnachtsstrümpfe hingen. Im Regal standen Keksdosen, in der Garage ein Rasenmäher. Damals fiel mir die Vorstellung leicht, alle hätten es besser als ich. Der Anblick eines hell erleuchteten Hauseingangs einen Block weiter machte mich immer besonders neidisch. Neben der Tür stand eine weiße Bank, und an einer Klinge, die wie ein umgedrehter Schlittschuh aussah, konnte man den Schnee von den Stiefeln streifen. An der Haustür hing eine Ilexgirlande. Unsere Kleinstadt war hübsch, beschaulich, könnte man sagen. Wenn man nicht in Neuengland aufgewachsen ist, kann man sich die eigentümliche Stille eines unter Schnee begrabenen Küstenorts bei Nacht kaum vorstellen. Bei Sonnenuntergang geschieht dort mit dem Licht etwas ganz Eigenartiges: Es lässt nicht einfach nach.

Das Licht wird hinaus aufs Meer gezogen und verschwindet dort am fernen Horizont.

Das fröhliche Klingeln der Türglocke am Wein- und Spirituosenhandel werde ich nie vergessen, da es fast jeden Abend für mich ertönte. Lardner's Liquors. Ich mochte den Laden. Es war warm und aufgeräumt dort, und ich lief immer so lange wie möglich durch die Regalreihen und tat so, als suchte ich nach etwas. Ich wusste natürlich, wo der Gin stand: Mitte rechts, wenn man in Richtung Kasse schaute, nur zwei Regalreihen voll, Beefeater oben und Seagram's darunter. Mr. Lewis an der Kasse war immer so gut gelaunt, als hätte er noch nie einen Gedanken daran verschwendet, wozu der viele Alkohol überhaupt da war. An diesem Abend kaufte ich den Gin, bezahlte, ging zurück zum Auto und legte die Flaschen auf den Beifahrersitz. Seltsam, dass Hochprozentiges nicht gefriert. Bei uns im Ort war es das Einzige, das sich der Kälte widersetzte. Ich saß zitternd im Dodge, drehte den Schlüssel im Zündschloss und fuhr langsam nach Hause. Ich weiß noch, dass ich die schöne, längere Strecke nahm, während die Dunkelheit sich langsam senkte.

Mein Vater lag auf seinem Fernsehsessel in der Küche, als ich zu Hause ankam. An diesem Abend passierte nichts Besonderes. Er ist nur der Ausgangspunkt dieser Geschichte. Ich stellte die Flaschen in Dads Reichweite auf den Boden, zerknüllte die Papiertüte in meiner Faust und warf sie auf den Müllhaufen neben der Hintertür. Ich ging nach oben auf den Dachboden. Ich las in meiner Zeitschrift. Ich schlief ein.

Da wären wir also. Ich hieß Eileen Dunlop. Jetzt kennen Sie mich. Ich war vierundzwanzig Jahre alt und hatte eine Stelle als Sekretärin in einer Strafvollzugsanstalt für Jungen, die mir siebenundfünfzig Dollar pro Woche einbrachte. Heutzutage sehe ich es als das, was es im Grunde war – ein Kindergefängnis. Ich werde es Moorehead nennen. Delvin Moorehead war ein fürchterlicher Vermieter, den ich viele Jahre später hatte, und es erscheint mir passend, eine solche Institution nach ihm zu benennen.

Eine Woche später sollte ich von zu Hause weglaufen und nie mehr zurückkehren. Dies ist die Geschichte meines Verschwindens.